

Herausforderung Beschränktheit

Alle sind beschränkt, aber dennoch wertvoll

Liest man Bücher, die den Eindruck erwecken, dass sie die Welt und vor allem die Menschen recht gut beschreiben, oder auch Geschichtsbücher, die nicht irgend jemand huldigen, dann hat man den Eindruck, dass es stets einige wenige Gescheite, viel Mittelmaß und ein paar Dumme gab und gibt. Das ist ungefähr die Gauss'sche Normalverteilungskurve, die ungefähr wie ein Sandhaufen aussieht, auf den es geregnet hat, so dass seine Spitze abgerundet und der Übergang an seinem Rand abgeflacht ist. Gauss fand diese Kurve, als er sich damit beschäftigte, wie sich Dinge – hier etwa Sandkörner oder Gescheitheit – ungefähr verteilen, wenn man nicht eingreift.

So, wie sich bei einem Sandhaufen die Körner verteilen, so verteilen sich viele Dinge, eben auch das Denkvermögen, die Musikalität oder andere Fähigkeiten. Bei der Musik kann man aber auch gut sehen, dass der Einzelne durch Üben doch erheblich besser werden kann, als er es von Natur aus wäre. Das gilt für viele Bereiche des Lebens. Auch Denken kann man üben, Wissen kann man sammeln und durch Lernen erweitern. Wer für etwas begabt ist, etwa Musik, der kann durch Lernen und Üben noch viel besser werden. Aber jeder Mensch hat andere Fähigkeiten und natürlich auch Schwächen. Gerade bei besonders begabten fallen manchmal deren Schwächen unangenehm auf, etwa, wenn ein berühmter Pianist im Lokal die abgenagten Knochen hinter sich warf, ohne darauf zu achten, wo sie hinfallen. In gewissem Maße hat jeder seine starken und schwachen Seiten. Die meisten versuchen die Schwächen zu verbergen und mit den Stärken etwas anzufangen, um von den Mitmenschen geachtet zu werden. Eigentlich albern.

Der altgriechische Philosoph Platon forderte vor ungefähr 2400 Jahren, man solle jeden Menschen so fördern, dass er das Beste aus seinen Fähigkeiten machen könne. Denn – so seine Überlegung – wenn jeder Mensch seine Fähigkeiten in die Gemeinschaft einbringt, dann geht es der Gemeinschaft so gut wie nur möglich. Alle Menschen sollten also so weit, wie es ihnen möglich ist, sich bilden, wozu er auch Musik, Tanz, Harmonie, aber auch Gesundheit und alle Fähigkeiten und Berufe zählte, die Menschen glücklich machen und eine Gemeinschaft bereichern. Je besser die Bildung der Menschen, desto besser ginge es der Gemeinschaft, für die er die Demokratie als beste Form der Regierung ansah.

Ähnlich, wie sein Lehrer Sokrates, hielt er das Gespräch für eine gute Gelegenheit zum Lernen. Das Wort „Scholae“ (Schule) bedeutet im Altgriechischen eine Zeit, in der man etwas für sich selbst tun kann, was damals auch dem Begriff von „Muße“ entsprach, also nicht etwa „Nichtstun“, sondern Zeit sich zu bilden. Die Schule hat – wie die Muße - die Aufgabe dem Menschen bei seiner Entfaltung, seiner Reifung zu helfen.

Man braucht gar nicht an den Begriff vom „Finsteren Mittelalter“ zu denken, um zu erkennen, dass es offenbar Zeiten gibt, in denen Bildung weniger wert ist und andere, in denen sie höher geschätzt wird. Im 30-jährigen Krieg war das Überleben eben wichtiger, als die Kenntnis alter Sprachen, der Mathematik, Theologie oder Philosophie. Das heißt aber nicht, dass es niemanden

gegeben hätte, der diese Fähigkeiten nicht geschätzt hätte, sondern nur, dass die meisten Leute in Kriegszeiten andere dringendere Sorgen hatten.

Daneben gibt es sicherlich so etwas, wie Moden, in denen sich viele Menschen für etwas begeistern, sei es für die alten Griechen, oder für das einfache Hirtenleben, oder für die Romantik, die Naturwissenschaften, oder ferne Erdteile. Das ist wohl in allen Gesellschaften ähnlich. Das bedeutet aber auch, dass es Blütezeiten gibt und Zeiten, in denen Fähigkeiten und Wissen verloren gehen, etwa beim Niedergang des römischen Reiches. Muss das so sein, oder hätten die Menschen die Wahl gehabt? Hätten sie die Bäder, Heizungen, Baustile der Römer und deren Verwaltung auch weiterhin benutzen können, oder fehlte es dazu an Wissen, oder am Wunsch? Eine römische Villa mit Fußbodenheizung war sicherlich im kalten Winter sehr angenehm, aber an vielen Orten verfielen diese Villen, nachdem die Römer abgezogen waren, obwohl man sie vermutlich noch lange hätte nutzen können. Warum? Lehnte man alles Römische ab und wollte es endlich los werden? Oder fehlte es am Wissen, wie man diese Gebäude nutzt und wie man sie erhält? Vielleicht Beides?

Jedenfalls gibt es offenbar ein Auf und Ab, wenn es um die Fähigkeiten und Kenntnisse von Völkern geht. Niemand weiß heute, wie die Inkas ihre großen Mauern machten, die alle Erdbeben überstanden und so genau gefügt sind, dass man nicht mal die Klinge eines Messers zwischen die Steine bekommt. Wann ging das Wissen verloren, wie man diese großen Steine so klug zusammenfügt?

Über einen langen Zeitraum galt das Schreiben als das wichtigste Hilfsmittel um Wissen zu speichern und zu überliefern. Ton-, Wachs- oder Steintafeln, Papyrus, Velum (Tierhaut), Pergament und Papier waren die Trägermedien. Griffel, Federkiel und Tinte, sowie Siegel und Stempel die weit verbreiteten Werkzeuge, um darauf Spuren, also Schrift oder Zeichnungen zu hinterlassen. Die Chinesen scheinen als Erste das Drucken von Texten beherrscht zu haben. In Europa gelang die Papierherstellung erst um 1200-1300 und der Buchdruck um 1500. Zuvor musste man Bücher von Hand abschreiben und kolorierte sie in den Klöstern teilweise sehr kunstvoll. Nun konnte man Bücher einfacher vervielfältigen. Später kamen Schreibmaschine und Telegraf hinzu.

Doch stets diente das Aufschreiben dem Festhalten von Gedanken oder Wissen. Das Erlernen von Lesen und Schreiben wurde in viele Ländern zur wichtigen Kulturtechnik, die die Kinder lernen mussten. Das Rechnen war schon früher vielerorts für Handel und Handwerk wichtig.

Mit der Digitalisierung und dem Rechner kam etwas Neues hinzu, nämlich, dass man mit Hilfe der Schrift der Maschine Befehle erteilen konnte, sie steuerte und anwies Programme (eine Folge von Aufgaben) abzuarbeiten. Zugleich wurde der Rechner, bzw. dessen Speicher zu einem Speicher von Worten, Zahlen und Wissen. Um wieder an sie heran zu kommen, muss man der Maschine die richtigen Befehle erteilen. Sprache und Schrift werden dabei zum „Sesam öffne Dich!“ Ohne sprachliche Befehle und ohne die Maschine kommt man nicht mehr an das gespeicherte Wissen heran. Und ohne elektrischen Strom sieht man der Maschine auch nicht an, ob sie Wissen enthält, oder nicht.

Damit ergab sich eine erhebliche Veränderung: Nicht mehr das, was man sich gemerkt, oder aufgeschrieben hat (z.B. Telefonnummern) ist wichtig, sondern, dass man die Befehle, das Zauberwort kennt, um diese Informationen aus der Maschine heraus zu holen. Ohne die

Maschine und den Strom für ihren Betrieb, kommt man nicht mehr an das heran, was man in ihr gespeichert hat. Bei Geschriebenem dagegen braucht man weder Strom noch Maschine, um die Informationen lesen zu können. Da kann der Leser aus dem Zusammenhang auch Fehler erkennen und selbst korrigieren. Bei der Maschine muss man jedoch exakt den genauen Befehl kennen, damit sie tut, was man will (auch, wenn die Textverarbeitung Vorschläge zu ähnlichen Worten machen kann). Deshalb irrt der Baden-Württembergische Ministerpräsident, wenn er meint das exakte Schreiben sei nicht mehr so wichtig. Das ist etwa so naiv, wie wenn man meint, beim Rechnen käme es nicht auf jede einzelne Ziffer an.

Das Speichern von Wissen in Maschinen hat einen Nebeneffekt, den Viele übersehen: Wenn man Gedanken oder Bilder in einer Maschine speichert, die verspricht, dass man jederzeit wieder an das Gespeicherte heran könne, geht das Gedächtnis davon aus, dass es diese Inhalte sich nicht merken muss, eben weil man sie ja jederzeit wieder aus der Maschine heraus holen könnte. Man weiß also die Telefonnummern von Freunden nicht mehr auswendig (weil man sie so oft gewählt hat), sondern fragt die Maschine danach und lässt sie gegebenenfalls auch gleich die Verbindung herstellen. Das ist bequem, aber ohne die Maschine kann man seine Freunde nicht mehr anrufen, weil man die Nummer nicht mehr im Kopf hat.

Nun speichert man in der Maschine aber nicht nur Telefonnummern, sondern auch viele andere Dinge, die man früher im Kopf hatte, Termine, Adressen, Fahrpläne, Bilder usw. Wieder meint das Gedächtnis, dass es sich nun diese Dinge nicht mehr merken müsse, weil sie ja in der Maschine gespeichert und damit jederzeit wieder zugänglich seien.

Seit die Maschinen so viel speichern können, wurde es nötig, dass man eine Suchmaschine in die Maschinen einbaute, damit man aus den Bergen von Wissen das Heraussuchen lassen könne, was man gerade braucht. Seit es diese Suche gibt, muss sich niemand mehr Gedanken darüber machen, wie er die Dinge beim Speichern ordnet, damit er sie wieder finden kann. Da man das Wissen nicht mehr ordnen muss, lernt man auch die Zusammenhänge zwischen einzelnen Teilen des Wissens, also deren Ordnung nicht mehr. Man übt auch nicht mehr Gedanken in eine Ordnung zu bringen. Man muss gar nicht mehr wissen, was man früher wusste, sondern man muss wissen, ob man das auf dieser Maschine gespeichert hat, oder ob man das über das Netz von anderen Maschinen holen kann (Informationen aus zweiter Hand?).

Man muss sich nicht mehr merken, was wichtig ist, sondern nur noch, wie man bei Bedarf an das Wissen dran kommt. Damit fällt aber zumindest teilweise das Verständnis für die Ordnung der Dinge und das Verständnis für deren Bedeutung weg, weil man sich diese Zusammenhänge gar nicht mehr erarbeiten muss. Es ist, als ob man statt etwas zu lernen und zu erarbeiten, sich eine riesige Bibliothek anschafft, in der man nachschlagen kann, wenn man etwas wissen will.

Wenn man aber die Ordnung und die Zusammenhänge immer weniger versteht, erscheint einem die Welt als immer komplizierter und undurchschaubarer. Das weckt Gefühle von Unsicherheit, Angst, mangelnder Geborgenheit und manchmal sogar Wut. Wenn nun eine Technik dazu führt, dass (in einer Wissensgesellschaft?!) die Einzelnen den Überblick zu verlieren meinen und dadurch Ängste und Aggressionen entstehen, dann wird diese Technik entweder falsch benutzt, oder aber sie ist falsch gestaltet, weil sie den Menschen nicht dient.

Wenn man an die Gauss'sche Normalverteilung denkt, dann ist klar, dass alle Menschen mehr oder minder beschränkt sind und niemand alles wissen kann. Das braucht man auch nicht, wenn

die Lebensumstände so sind, dass man auch mit weniger Wissen gute Arbeit und ein gutes Leben haben kann. Die Theorie von der Wissensgesellschaft hat ein falsches Ziel geschaffen, nämlich, das man möglichst viel wissen müsste, statt, dass man das weiß, was für seine jeweilige Lebenslage nötig ist. Das führt zu einer Jagd nach Neuigkeiten, statt zum Bemühen die Welt in seinem Umfeld so gut wie möglich zu verstehen.

Da aber alle Menschen mehr oder minder beschränkt sind kann man daraus niemand einen Vorwurf machen (es sei denn jemand bleibt weit unter seinen Möglichkeiten). Daher ist es auch unsinnig sich auf einen Wettbewerb einzulassen, wer am meisten weiß, wer am schnellsten Neuigkeiten erfährt (Was sowieso nur davon abhängt, welche Technik er benutzt und wie viel er dafür zu bezahlen bereit ist.). Der Mensch ist für seine Mitmenschen wertvoll, der seine Aufgaben gut und verlässlich löst und sein Wissen allen zur Verfügung stellt, die es brauchen. Wenn er das dann noch anschaulich und freundlich tut, wird er ein allseits beliebter Mensch sein. Der von den Wirtschaftswissenschaften geforderte Kampf gegen alle anderen Menschen, um durch diese andauernde Konkurrenz Karriere zu machen, geht völlig an den Bedürfnissen der Menschen vorbei. Die Wirtschaft ist nicht dazu da, die Menschen ständig so weit wie möglich auszubeuten, sie an ihre Grenzen zu bringen, sondern sie hat den Menschen und ihren Bedürfnissen zu dienen. Wozu sonst sollte sie gut sein? Dass sie heute dazu dient Machtgelüste auszuleben ist eine Fehlentwicklung.

Das bedeutet aber auch, dass die Wirtschaft für alle Menschen mit ihren sehr verschiedenen, aber eben immer beschränkten Fähigkeiten Aufgaben anbieten muss, die es diesen Menschen erlauben ihre Fähigkeiten zum Wohle aller zu nutzen und dafür von den Anderen auch entsprechende Anerkennung zu bekommen. Einfache Tätigkeiten zuerst dem Rechner zu überlassen, war eine Gemeinheit gegenüber einfachen Menschen, denen so ihre Arbeit genommen wurde, was sie zum Teil dazu zwang sich von der Gemeinschaft unterhalten zu lassen, obwohl sie viel lieber auf Grund der eigenen Arbeit unabhängig geblieben wären. Dass immer komplexere Aufgaben von Maschinen übernommen werden, lässt für die Arbeitnehmer nichts Gutes erwarten. Das soll nicht heißen, dass es nicht auch Einsatzgebiete gibt, wo die Maschine dem Menschen gesundheitsgefährdende Arbeiten abnehmen kann, aber das Ziel aller Entwicklung muss sein, dass es alle Menschen möglichst gut geht. Gesellschaften, die durch Macht, Wohlstand oder Besitz sehr gespalten sind, riskieren Unruhen und damit Schäden für Alle.

Das Ziel muss auch hier sein, dass alle das Gefühl haben: Ich kann mit meinen beschränkten Fähigkeiten etwas zur Gemeinschaft beitragen und werde dafür anerkannt. Und ich anerkenne, dass andere mit anderen Fähigkeiten auch gute Arbeit leisten. Wenn andere mehr Anerkennung oder Geld für ihre Arbeit bekommen, dann ist das so lange in Ordnung, so lange es dabei fair zu geht und die Unterschiede sich in einem vernünftigen Rahmen halten.